

Jahrgang III.

No. 4.

Juli 1913.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:
Erich Mühsam



Inhalt: Festspiel. — Der Zensurskandal. — Bemerkungen:
An Hermann Bahr. — Ausgemärzt.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Ausserordentlich interessant
sind die prägnanten Selbstbiographien mit
einer Fülle persönlicher Angaben von circa
20000 unserer
führende Frauen
allen Ständen, die
der Welt 3200Pseu-
anderes Material
ca. 2130 Seiten mit
staben, vornehm-
zendes Geschenk,



Zeitgenossen,
und Männer aus
Staatsoberhäupter
donyme u. reiches
autgespeichert auf
14 Millionen Buch-
gebund., ein glän-
nur 12 Mark 50 Pfg.

Degeners Zeitgenossenlexikon
Wer ist's?, sechste, völlig neue Ausgabe
darf in einem Hause nicht fehlen.

Verlag H. A. Ludwig Degener, Leipzig, Hospitalstr. 13-15

Jahrgang III.
No. 4.

München,
Juli 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a

**Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verbeten.**

Festspiel.

Eine trübseligere Nationalbegeisterung, als die gegenwärtige, die zum Zwecke der Belebung glorreicher Erinnerungen an das Jahr 1813 im patriotischen Zentralofen angeheizt wurde, hat es wohl noch nie gegeben. Die Hurras sind dem deutschen Volke in der Kehle stecken geblieben wie zu heiße Kartoffelknödel. Dazu hat einesteils der angebrannte Jubiläumsschmaus beigetragen, der in der militärischen Küche zubereitet wurde, und dessen unter sozialdemokratischer Bewilligung aufgebrachte Milliardenkosten dem bleichsüchtigen Lande auch noch die letzten roten Blutkörperchen herauszapfen, — anderntheils auch das richtige Gefühl, daß zu überschwänglicher Begeisterung die Historie selbst keinen rechten Anlaß bietet.

Was sich in den Jahren 1813—1815 ereignete, erhält seine geschichtliche Bedeutung nicht durch den Ruhm preußischer Waffentaten, sondern durch die Erfüllung des tragischen Schicksals im Leben Napoleons. Dieser dämonische Mann hatte ganz Europa unter seine Faust geduckt. Sein in den

Ekstasen der Revolution geglühtes Heer hatte leichtes Spiel, die Völker zu bezwingen, die es während Frankreichs großer Tage versäumt hatten, ihren Unrat aufzuräumen. Preußen gehorchte dem Willen eines Königs, der keinen Willen hatte, und der sich und sein Land sieben Jahre hindurch den Befehlen des Korsen verschrieb. Als dann im Jahre 1812 im Napoleondrama die Peripetie eintrat, sahen Stein und Scharnhorst ein, daß der Moment, sich aus den Fäusten der Franzosen zu befreien, günstig war, und ihnen gelang es nach langem Bemühen, Friedrich Wilhelm, dem die Sache sehr unbequem war, zur Aktion zu bewegen. Den Sieg von Leipzig errangen dann die vereinigten preußischen, russischen und österreichischen Armeen über die Reste eines Heeres, das in Rußland von Kälte und Hunger und von Strapazen, die mit Waffengängen nichts zu tun hatten, aufgerieben war. Daß es also den Kräften des ganzen Mittel- und Osteuropa gelang, diese Trümmer in ungeheurer Anstrengung schließlich zu besiegen und Napoleon nach Elba zu verfrachten, so zu verfrachten, daß er zwei Jahre später wieder erschien und dann erst auch noch mit Englands Hilfe dauernd geworfen werden konnte, — das ist es, was wir als Deutschlands große Zeit in beweglichem Erinnerungsjubel feiern sollen.

Bleiben solche Feiern auf die Kreise beschränkt, denen patriotische Ruhmredigkeit das tägliche Brot gibt, auf Kriegerbünde und nationalliberale Wahlvereine, dann braucht sich niemand darum zu kümmern. Bedenklich und peinlich werden diese Dinge erst, wenn sich Elemente von geistigem Wert in die Kreise der nationalen Begeisterungsmache ziehen lassen.

Es ist höchst betäubend, daß sich ein Mann vom Range Gerhart Hauptmanns bereit fand, zu

dem künstlichen Rummel bengalisches Feuerwerk zu machen. Er hätte überlegen sollen, wie sich vor hundert Jahren die deutschen Dichter verhielten. Glaube doch niemand, daß die Romantiker, Jean Paul, Brentano, Arnim, die Schlegel Leute waren, die keine Empfindung für die Angelegenheiten des Volkes gekannt hätten. Sie alle hatten von den Emotionen der französischen Revolution tiefe innere Erschütterungen erfahren, aber sie alle, und selbst Goethe, der große Rationalist, empfanden in den Vorgängen von 1813 die Tragik Napoleons stärker als den Ruhm ihres Vaterlandes. Die damals die Saiten rührten, die Körner und Arndt, waren Dichter dritter Garnitur, und nur ein einziger Hochbürtiger im Geiste war dabei, Heinrich v. Kleist, ein alt-preußischer Adliger, der den Usurpator aus der Tradition des Blutes heraus haßte, — und dem hat es keiner gedankt.

Hauptmann hätte bedenken sollen, wie er überhaupt zu dem Auftrag kommen konnte, das gewünschte Festspiel für die Breslauer Jahrhundertfeier zu verfassen. Was verbindet ihn denn mit denen, die ihm den Auftrag erteilten? Was veranlaßte diese Leute, gerade ihn auszusuchen? — Daß er zufällig Schlesier ist und durch den Nobelpreis seine offizielle Legitimation als Dichter empfangen hat. Er hätte wissen müssen, daß er diese Patrioten nie im Leben zufrieden stellen konnte, ohne an sich selbst zum Lügner zu werden, und er hätte sich eingestehen müssen, daß ihm das Thema seiner Aufgabe viel zu gleichgültig war, um daraus eine wertvolle Dichtung schaffen zu können.

Gerhart Hauptmann bedachte nichts, wußte nichts und gestand sich nichts ein. Er schrieb das Festspiel und belastete sein gutes Dichterwerk mit einem unverzeihlich schlechten Elaborat. Mit Be-

schämung und Groll habe ich das Stück gelesen, das dürftig in der Erfindung, unecht in der Stimmung, schluderig in der Abfassung und seines Verfassers in jeder Hinsicht unwürdig ist.

Welche kümmerliche Einkleidung des Ganzen! Was soll uns diese nichtssagende und flache Variante des Faust-Vorspieles! Da muß Gottvater als Theater-Direktor bemüht werden, um die tiefe Allegorie, daß die Menschen Puppen in der Hand des Höchsten sind, zur Massendarstellung zu bringen. Da muß die griechische Mythologie heran, der öde Schwätzer Philistiades, der überall, wo Hauptmanns Gestaltung versagt, Hauptmannsche Artikel redet. Da muß Pythia aus allem, was aus sich selbst nicht wirkt, tiefgründige Nutzenwendungen ziehen. Da muß, wo Hauptmann mit 2300 Darstellern immer noch keine Kriegsschrecken glaubhaft machen kann, die Furie in Person an die Rampe und Greuel schnauben. Da muß Madame Germania griechisch aufgetakelt werden und als Athene-Deutschland unterm Goldhut die „Hochgesinnten mit hohem Sinne“ grüßen.

Und die historischen Persönlichkeiten selbst! Was für Hahnefatzken und Wortemacher! Welche jammervolle Charakteristik! Was für haarsträubende Verse! — Bei dem großen allegorischen Fastnachtsumzug wird einem Ritter zugemutet, diesen Unfug auszusprechen:

„Nit so vorlaut, mein alter Kronensohn.

Hier sitzt der Beherrscher des heiligen
römischen Reiches deutscher Nation.

Was haben Euch seine Gnaden geton!”

Friedrich der Große wird als ein Trottel vorgeführt, der erst wie ein Abc-Schüler radebrecht und gleich hinterher eine pathetische und wohlgeformte Rede an die deutsche Nation hält. Napoleon kohlt

über sich selbst einen Stiefel zusammen, daß es einer Sau grausen kann:

„Auch ich bin eine Art Körnerbeißer,
Eine Art Grenzpfahlniederreißer,
Nicht wie jene dort etwa nur Guanoscheißer!
Aber jedenfalls auch ein Flügelspreiter,
Ein Durch-Sonnenhöhe-Gleiter.
Allerdings dabei ein Praktiker
Und vor allen Dingen ein Taktiker.“

So redet jeder über sich selbst sein Sprüchlein daher. Besonders geschmackvoll unterzieht sich Kleist dieser Aufgabe:

„Wer mich auf Teilens Armbrust weist,
Der hat erkannt mein tiefstes Sinnen,
Mein heimlich düsteres Gedankenspinnen.
Ich bin der Dichter Heinrich v. Kleist“.

Fichte stellt sich vor:

„Ich bin gewiß, ihr vernähmet schon
Von meinen berühmten Reden an die un-
deutsche Nation.“

Blücher (sich in der Redeweise mit König Friedrich verwechselnd):

„Euer Diskurs macht mich sehr viel Spaß.
Parbleu! Hölle und Teufel! und noch was!
Vor mir ist das alles Schnickschnack“ usw.

Es ist erbarmungswürdig, wie vollkommen den Dichter Hauptmann hier jede Charakterisierungskunst und jeder Geschmack verlassen hat. Uebelstes Herumerzählen statt Handlung, peinlichste Allegorien statt Gestaltung.

Dabei wird den geschichtlichen Tatsachen schwere Gewalt angetan. Es heißt doch wohl die poetische Freiheit etwas weit treiben, wenn Napoleon im Jahre 1793, wo er längst französischer General war, als zwölfjähriger Knabe den Kreisel dreht, der, wie die Pythia erklärend bemerkt, die Welt be-

deutet. Davon abgesehen aber: geradezu toll ist es, wie Hauptmann mit der großen Revolution umspringt. Aus dieser gewaltigsten, innerlichsten und ethisch schönsten Erhebung, die je ein Volk erlebt hat, macht er eine blöde, rohe, sinn- und verstandlose Mordorgie. Es ist empörend, daß der Dichter der „Weber“ in den Revolutionären der großen Zeit nichts anderes zu erkennen vermag, als blutgierige und brüllende Hanswürste. Er hat keine Ahnung davon, daß die Helden seines Festspiels, die Jahn, Blücher, Scharnhorst, Fichte und nicht zum mindesten Napoleon selbst Kinder und Befruchtete der Revolution waren, und daß alles, was vor hundert Jahren an ehrlichem Freiheitswillen zutage trat, vom Geiste der französischen Revolution stammte.

Gewiß gibt es auch bessere Stellen in Hauptmanns Spiel. Gewiß sind Einzelheiten darin, bei denen er den Dichter und feinen starken Geist nicht verleugnen konnte. Die Szene, in der die Mütter ihre gefallenen Söhne zurückfordern, ist ergreifend und schön. Aber der ganze Eindruck des Buches ist deprimierend und hinterläßt den Wunsch, Hauptmann hätte dieses Stück nie geschrieben. . .

Aus Gründen, die das literarische Urteil gar nicht berühren, ist das Festspiel zu einem politischen „Fall“ geworden. Die waschechten Patrioten, die Hauptmann mit der Arbeit beauftragt hatten, sind mit seinem Werk nicht zufrieden. Sie nehmen es ihm schwer übel, daß er Friedrich Wilhelm III. nicht als Nationalhelden in den Mittelpunkt gestellt hat, daß die Königin Luise nicht in der Pose der Duldlerin erscheint, und daß Napoleon nicht als ein verlumpter Hochstapler gezeichnet ist. Sie schlugen Lärm, und als der preußische Kronprinz gar noch mit der entsetzlichen Drohung kam, er werde das Protektorat über die Breslauer Jahrhundertaus-

Stellung niederlegen, da fiel den guten Stadträten der schlesischen Hauptstadt das Herz in die Hosen und sie verhinderten die Fortsetzung der Reinhardtischen Aufführungen.

Was haben die Hüter des deutschen Ansehens damit erreicht! Daß wir, die wir das Festspiel als absolut mißglückt aufs entschiedenste ablehnen müssen, nun gezwungen sind, trotzdem mit allem Nachdruck Hauptmanns Partei zu nehmen. Es muß jenen patriotischen Pfaffen und Schlotbaronen auf das vernehmlichste ins Gesicht gesagt werden: Es kommt euch nicht zu, dies Stück schlecht zu finden. Das ist unser Vorrecht, die wir etwas von Kunst und Literatur verstehen. Ihr, die ihr mit eurem verwahrlosten Geschmack das Niveau der Theaterkunst geflissentlich auf den Tiefstand der Kientöpfe herabdrückt, die ihr euch an zotigen Possen erfreut, die ihr Schönherrs Schleimfladen und Ernst Hardts preisgekrönte Wässrigkeiten als Wahrzeichen edelster Dichtkunst austrompetet, ihr habt kein Recht dazu, ein Werk Gerhart Hauptmanns herunterzureißen! Ihr habt diesen Mann, solange er um Anerkennung ringen mußte, geschmäht und mißachtet und seid jetzt, wo sein Ruhm abgestempelt ist, zu ihm gekrochen und habt ihn veranlaßt, euch ein Festspiel zu schreiben. Ihr habt dankbar zu nehmen, was der Dichter der Weber, des Fuhrmann Henschel und des Pippa-Dramas euch gibt. Daß Gerhart Hauptmann es übernahm, euern Auftrag auszuführen, das dürfen wir ihm vorwerfen — ihr nicht!

Wenn ihr aber von ihm verlangt, daß er seine Ueberzeugungen hätte verleugnen sollen, daß er Gesinnungen hätte vortäuschen sollen, die er nicht hat, daß er Geschichtsklitterung hätte treiben und euern historischen Lügen hätte Ausdruck geben sollen, dann wissen wir, an wessen Seite wir gehören. Ihr

habts' erreicht, daß das geistige Deutschland jetzt geschlossen neben Hauptmann steht, und ihr könnt es noch erleben, daß das geistige Deutschland euch eines Tages ein Festspiel vorführen wird, bei dem euch Hören und Sehen vergeht!

Der Zensurskandal.

Den zahllosen Neugierigen, die wissen mochten, wie der Staatsanwalt auf meine Anzeige gegen den Münchner Zensor wegen Mißbrauchs seiner Amtsgewalt reagiert hat, sei mitgeteilt, daß er genau das getan hat, was seine Pflicht von ihm verlangte. Er hat sich die Korrespondenz, die auf die Sache Bezug hat, vom Schriftführer der Münchner Ortsgruppe des Schutz Verbandes Deutscher Schriftsteller ausgebeten und dürfte, während ich dies schreibe, noch mit der Prüfung des Sachverhalts beschäftigt sein. Auf Grund dieser Prüfung wird er entweder das Strafverfahren gegen Herrn Baron v. d. Heydte eröffnen oder das eingeleitete Verfahren einstellen. Sollte er sich dazu entschließen, auf die Erhebung der öffentlichen Klage zu verzichten, so ist er laut § 169 Str. Pr. O. verpflichtet, mir als dem Antragsteller daß unter Angabe der Gründe mitzuteilen. Meine Leser werden also auf jeden Fall über den Stand der Sache orientiert bleiben.¹⁾

Zunächst einige Mitteilungen über das Verhalten der Presse und der betroffenen Polizei selbst. Es braucht den Freunden des „Kain“ nicht mehr erzählt zu werden, daß die Münchner Zeitungen mir allesamt bitterböse sind. Dazu haben sie guten Grund. Als ich nämlich im Jahre 1909 unter dem Verdacht der Geheimbündelei auf Ersuchen des Herrn v. d. Heydte in Charlottenburg verhaftet wurde, ließen sich die Redaktionen von der Polizeidirektion Informationen über mich erteilen, die neun Monate hindurch zu einem schlemmerhaften Sensationsfraß für ihre Abonnenten ausreichten. Nicht genug damit, daß die Knallerbe eines schwachsinnigen Knaben zu einer Dynamitbombe aus meinem anarchistischen Laboratorium anwuchs, waren es besonders auch die höchst schaudervollen Aussagen eines mit hysterischer Phantasie begabten jungen Strolches,

¹⁾ Unmittelbar vor Fertigstellung des Hefes (am 12. Juli) erhielt ich von der Staatsanwaltschaft ein Schreiben, in dem sie in ausführlicher Begründung meine Vorwürfe gegen die Polizeidirektion zu entkräften versucht. Meine Leser erfahren in einem Monat Näheres.

die die Polizei in der Form einer Strafanzeige gegen mich an den Staatsanwalt weiter gab, und die mich vor den Bürgern des Vaterlandes als das verrottetste aller Scheusäler frisierten. Ich habe massenhaft Zeitungsausschnitte aus jener Zeit, in denen mir das Prädikat eines Schriftstellers nur noch in Anführungszeichen zugebilligt wurde, und in der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung“ rülpste ein anonymes Esel einen Artikel gegen mich aus, in dem er damit renommierte, in Lübeck mein Spielkamerad gewesen zu sein, und beschimpfte mich bis auf mein zehntes Lebensjahr zurück. Damals erhielt ich von Deutschlands Schmöcken meine Erkennungsmarke auf den Hintern geklebt: ein von verbrecherischen Instinkten geleiteter Spitzbuben-Dompteur und Mordanstifter auf päderastischer Grundlage (meine homosexuelle Veranlagung verdanke ich einem Redaktionsbeschuß der „Münchener Post“). Dann kam endlich, im Juni 1910, die öffentliche Prozeßverhandlung und damit der überraschende Nachweis, daß das Relief, das die Blätter die ganzen Monate hindurch als mein Konterfei in die Welt gesandt hatten, aus Stank und Lüge bestand. So etwas verzeiht die deutsche Presse nie. Denn hierzulande ist es nicht üblich, die Verbreitung unwahrer Behauptungen ohne richterlichen Zwang zurückzunehmen. Wer einmal als Giftmörder, Leichenschänder oder siebenbeiniges Ungeheuer stigmatisiert ist, der muß es bleiben sein Leben lang. Da ich nun die unsympathische Eigentümlichkeit habe, mich, teils in dichterischer Produktion, teils in agitatorischer Polemik der öffentlichen Kritik auszusetzen, gerieten die Gazetten, die solche Kritik als ihre Berufspflicht ausgeben, in arge Verlegenheit. Müßte sich doch, wenn sie diese Pflicht erfüllten, die mir von ihnen selbst aufgepappte Etikette eines Schwerverbrechers lockern. So kam man also stillschweigend überein, sich der Kritikverpflichtung in diesem einen Falle zu entziehen, weder meine dichterische Produktion noch meine polemische Schriftstellerei und Rednerei existieren zu lassen und die peinliche Tatsache meiner persönlichen Existenz, soweit sie ehrenhaft erscheinen könnte, mit vornehmer Verachtung zu übersehen.¹⁾

¹⁾ Eine hübsche Probe auf das Exempel gaben jüngst die M. N. N. — Ein Student stand wegen Saccharinschmuggels vor Gericht. In die Angelegenheit war eine in der Schweiz lebende junge Dame verwickelt, und der Angeklagte gab auf Befragen an, er habe diese Dame seinerzeit durch mich kennen gelernt. Diese Tatsache hatte nun zwar für den Prozeß selbst gar keine Bedeutung. Trotzdem fand das Münchener Intelligenzorgan in ihrem etwa 20 Zeilen langen Bericht genügend Platz für die

Nun beging ich im vorigen Monat hier die Gemeinheit, eine Tatsache von so bedeutendem öffentlichen Interesse mitzuteilen, daß man sie schlechterdings nicht ignorieren konnte. Man ignorierte sie trotzdem, solange es ging. Als aber eine norddeutsche Korrespondenz die Sache aufgriff, mußte man schon in den sauren Apfel beißen. Die „Münchner Zeitung“, (die sich übrigens in ihrem Verhalten gegen mich von jeher eine Spur anständiger gezeigt hat, als die übrigen Blätter), brachte zueist die Mitteilung, daß ich gegen den Polizeipräsidenten Strafanzeige erstattet habe, und druckte — allerdings unter ängstlicher Vermeidung einer Erwähnung des „Kain“ — auch ein Zitat aus meinem offenen Brief an den Staatsanwalt ab. Am nächsten Tage veröffentlichte sie dann noch einen Brief von mir an die Redaktion, der meine Auffassung, daß die Polizeidirektion sich strafbar vergangen habe, dem Uneingeweihten sinnfälliger verdeutlichte. Inzwischen ging die Notiz durch einen großen Teil der Provinzpresse, und auch Berliner Zeitungen nahmen sie auf. So konnten die Münchner Tagesblätter schlecht daran vorübergehen. Sie halfen sich, indem sie die Verantwortung der norddeutschen Korrespondenz in die Schuhe schoben, deren kleine Glosse sie wörtlich abdruckten. Hierbei sei bemerkt, daß sämtliche größere Münchner und etliche auswärtige Blätter den „Kain“ mit einem auf den offenen Brief hinweisenden Begleitbrief von der Expedition zugestellt erhalten hatten, daß aber kein einziges deutsches Blatt den Anstand hatte, bei dem wörtlichen Zitat aus dem „Kain“ die Quelle zu nennen.

Höchst amüsan ist jedoch, wie sich die „Münchner Neuesten Nachrichten“ mit der Sache abfanden. Sie brachten die Notiz (unter der Versicherung, daß sie einer auswärtigen Korrespondenz entstamme), im „General-Anzeiger“, der lokalen Dependence des Weltblattes, in der sonst meistens Fischmarkt-Plaudereien und ausführliche Berichte über gestürzte Pferde und Beerdigungen beliebter Briefträger stehen. Das Blatt läßt sich also einen als Münchener Lokalangelegenheit besonders gekennzeichneten Vorgang aus Norddeutschland kolportieren. — Dann kommt der Korrespondenzbericht im gleichen Wortlaut wie überall, — bis mein verdammter Name im Wege steht. Was tun? Die Augen zukneifen und ihn drucken lassen? — Unmöglich! Die Tatsache, daß ein einzelner den Vorstoß unternom-

Feststellung, daß ich es war, der sich der gesellschaftlichen Verpflichtung, zwei Leute miteinander bekannt zu machen, unterzogen hatte. In diesem Zusammenhange war Erich Mühsam plötzlich wieder vorhanden.

men hat, verschweigen? — Geht auch nicht. Die Redakteure der „M. N. N.“ haben einen genialen Ausweg gefunden: sie drucken nur meine Initialien: der Schriftsteller E. M.! Ein teuflisch gescheiter Einfall. Jetzt denken alle Münchener Bürger, der bewußte Schriftsteller heiße Eusebius Meyer! — Ein kleiner Satz der Korrespondenz-Notiz wird alsdann geändert: in allen übrigen Blättern wird das Zitat aus dem „Kain“ mit den Worten eingeleitet: „Mühsam führt in seiner Anzeige aus: . . .“. In den „M. N. N.“ heißt es ängstlich: „In der Anzeige soll ausgeführt sein: . . . Es könnte ja sonst jemand meinen, ein Redakteur habe sich so weit vergessen, zu lesen, was ich geschrieben habe. — Um aber noch weiter, noch sichbarer von jeder Gemeinschaft mit mir abzurücken, fälschen die Herren auch noch mein Zitat. Eine ganz, ganz kleine Fälschung nur, aber überzeugungsstark und ehrenvoll in der Absicht. Aus meinem Satz: „Die Tatbestandsmerkmale des Vergehens scheinen mir in vollem Umfange gegeben“ — streichen sie das Wörtchen „mir“. Das wäre nämlich auch ganz gräßlich, wenn solch ein Kerl mit dem Pronomen der ersten Person den Generalanzeiger der „Münchener Neuesten Nachrichten“ versauen sollte.

Ich habe einmal geschrieben (s. Kain I, 12. S. 187): „Die ‚Münchener Neuesten Nachrichten‘ schlagen in intellektueller Hinsicht an Dummheit, in ethischer Hinsicht an Gesinnungslosigkeit unter allen deutschen Zeitungen jeden Rekord.“ Jetzt zeigt sich, daß sich die Gesinnungslosigkeit der „M. N. N.“ vermöge ihrer stupenden Dummheit bis zur Ueberzeugungstreue steigern läßt.

Der Denunzierte selbst hüllte sich in Schweigen. Erst, als ihm die Zeitungsausschnitte dutzendweise auf den Tisch geflogen kamen, fand er Worte. Am 28. Juni brachte die „Münchener Augsburger Abendzeitung“, die als polizeioffiziös gilt — und zwar auffälligerweise ebenfalls in der Ortsausgabe, dem „Lokal-Anzeiger“ — eine Ergänzung ihrer 8 Tage früher erschienenen Wiedergabe der Korrespondenz-Nachricht. „Nach genauer Information“, heißt es da, „kann man Mühsams Sichvordrängen in dieser Sache wirklich nur als schlechten Witz und Wichtigtuerei betrachten“. Also der Herausgeber einer Monatsschrift drängt sich vor, wenn er eine Tatsache, die seit vierzehn Tagen akut ist, der Oeffentlichkeit mitteilt, nachdem die Tagespresse die Angelegenheit verschlafen hat. Das ist Auffassungssache. Auch darüber gehen die Meinungen auseinander, ob ich mir mit der Strafanzeige nur einen Jux machen wollte, oder ob mein schlechter Witz und meine Wichtigtuerei nicht doch ein vitales Interesse des Münchener geistigen Lebens betraf. Nach

dieser deutlichen Versicherung der „M. A. A“, daß sie selbst sich in der Sache gewiß nicht vorgedrängt hätte, erteilt die Redaktion dem „zuständigen Referat der Polizeidirektion*“ selbst das Wort. Hier ist dessen Darstellung:

„Die Polizeidirektion hat am 16. Mai die öffentliche Aufführung von Wedekinds Trauerspiel „Lulu“ verboten. Dieses Stück ist nur eine Wiederholung eines schon im Jahre 1908 erfolgten Verbotes der „Büchse der Pandora“, da „Lulu“ nur eine Umarbeitung darstellt. Eine Beschwerde gegen das Verbot wurde nicht eingelegt. Am 17. Mai hat die Direktion des Künstlertheaters der Polizeidirektion mitgeteilt, daß sie zwei geschlossene Vorstellungen von „Lulu“ veranstalten wollte. Daraufhin ist dem Direktor Prof. Fuchs mündlich eröffnet worden, daß nur eine einmalige Darbietung des Stückes als geschlossene, der Zensur nicht unterstehende Veranstaltung angesehen werden könne, und auch dann nur unter der Voraussetzung, daß die Teilnehmer persönlich eingeladen werden und daß Einladungen an ganze Vereine oder auch durch Plakate, Inserate und Preßnotizen ebenso unterbleiben würden wie ein Billettenverkauf oder ein Verkauf an der Abendkasse. Dies entspricht der Praxis der Polizeidirektion, die auch von der vorgesetzten Stelle jederzeit gebilligt wurde und sich auch vollkommen im Einklang mit der Rechtsprechung befindet. Am 20. Mai wurde dann im Hinblick auf die Ankündigung in hiesigen Tageszeitungen vom gleichen Tage die Direktion des Künstlertheaters nochmals schriftlich auf die Rechtslage aufmerksam gemacht. Als aber am 21. Mai neue Preßnotizen erschienen, die auf die geschlossene Aufführung hinwiesen, erging unterm 23. Mai an die Direktion des Künstlertheaters eine Verfügung des Inhalts, **daß, wenn die öffentlichen Ankündigungen dieser geschlossenen Vorstellungen durch Preßnotizen nicht unterbleiben würden, die Vorstellung als eine öffentliche angesehen und demzufolge untersagt werden müßte.** Anlaß zu dieser Verfügung gaben also die Preßnotizen vom 21. Mai, nicht etwa die Notiz „Wedekinds Lulu“ im Vorabendblatt der „M. N. N.“ vom 24. Mai, noch weniger die Veröffentlichung des „Schutzverbandes“ im Morgenblatt des genannten Blattes vom 25. Mai.“

Ich sehe mich leider zu der Feststellung genötigt, daß diese Darstellung einige tatsächliche Unrichtigkeiten enthält. Zunächst ist es falsch, daß „Lulu“ nur eine Umarbeitung

der „Büchse der Pandora“ darstelle. „Lulu“ ist eine Zusammenziehung zweier Werke, von denen das eine selbst unter der Münchner Polizeizensur sehr oft unbeanstandet aufgeführt worden ist, das andere einer sehr einschneidenden Aenderung unterzogen wurde. Es lag also ein durchaus neues Stück vor. Was das Polizeireferat mit der Behauptung meint, dieses Stück sei nur eine Wiederholung eines schon im Jahre 1908 erfolgten Verbots, ist nicht ganz klar. Es scheinen hier Unsorgfältigkeiten sowohl bei der Prüfung des eingereichten Dramas als auch bei der Redigierung der Polizeidarstellung vorgekommen zu sein.

Warum nur eine einmalige Darbietung des Stückes als geschlossene, der Zensur nicht unterstehende Veranstaltung angesehen werden könnte, wird nicht näher erklärt. Es gibt Leute, die sich vorstellen können, daß Aufführungen vor geladenen Gästen, ohne Plakate, Inserate und Preßnotizen und ohne Billettverkauf auch an zwei Abenden stattfinden können. Meine Behauptung, daß die zweite Vorstellung noch kurz vor Toresschluß verboten wurde, wird jedenfalls nicht bestritten, so wenig ich bestreite, daß solche Praxis der Polizeidirektion jederzeit auch von der vorgesetzten Stelle gebilligt wurde.

Nun kommen aber ganz merkwürdige Behauptungen, die mich zwingen, mit widerlegenden Dokumenten aufzufahren. Die „neuen Preßnotizen“, die — wie ausdrücklich betont wird — am 21. Mai erschienen, hatten übereinstimmend diesen Wortlaut:

„Die Ortsgruppe München des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller hat in ihrer Mitgliederversammlung vom 20. Mai 1913 zu dem polizeilichen Verbote der öffentlichen Aufführung des Dramas „Lulu“ von Frank Wedekind Stellung genommen. Die Mitgliederversammlung erblickt einstimmig in dem Werk Wedekinds eines der hervorragendsten Denkmäler der modernen Literatur und in dem Verbote der öffentlichen Aufführung einen bedauerlichen Mißgriff der Behörde. Die Mitgliederversammlung beauftragt die Vorstandschaft, sich der Interessen Frank Wedekinds in jeder Weise anzunehmen.“

Hieraus ist so deutlich wie nur möglich ersichtlich, daß die Münchner Ortsgruppe des S. D. S. die Zeitungsnotiz veranlaßt hatte, und für jedes Kind klar, daß es sich nicht etwa um eine Reklamenotiz des Künstlertheaters handeln konnte.

Sehr eigentümlich berührt nun aber in der offiziellen

Darstellung die Wiedergabe des Inhalts jenes Briefes, den die Polizei an die Direktion des Künstlertheaters sandte, und der mir Anlaß zur Strafanzeige gab. Der Brief lautet tatsächlich folgendermaßen:

Nr. VI. München, den 23. Mai 1913.
Kgl. Polizeidirektion München.

An die Direktion des
„Münchener Künstlertheaters“,
z. Hd. d. H. Professor Fuchs,
München, Siegfriedstraße 16.

Betreff: Theaterzensur.

In der am Mittwoch, den 21. Mai d. J. erschienenen Nummer verschiedener hiesiger Tageszeitungen war neuerdings eine auf die Aufführung des Trauerspiels „Lulu“ bezügliche Notiz enthalten.

Ich mache darauf aufmerksam, daß im Falle der Veröffentlichung weiterer solcher Notizen die für Donnerstag, den 29. Mai geplante „geschlossene“ Aufführung untersagt werden müßte.

I. V.

gez.:

Wo steht hier etwas davon, daß „wenn die öffentlichen Ankündigungen dieser geschlossenen Vorstellung durch Preßnotizen nicht unterbleiben würden, die Vorstellung als eine öffentliche angesehen und demzufolge untersagt werden müßte“? Männiglich sieht, daß bloß von einer am 21. Mai erschienenen auf die Aufführung des Trauerspiels „Lulu“ bezüglichen Notiz die Rede ist, und wie gezeigt wurde, betraf diese Notiz einen Beschluß des Schriftstellerverbandes, der die Direktion des Künstler - Theaters gar nichts anging, und dessen Veröffentlichung sie auf gar keinem Wege hätte verhindern können. Besteht die Polizei darauf, daß ich falsche Angaben gemacht habe, so konfisziere sie den „Kain“ und lasse mich unter Anklage stellen. Dann können ja die Beweise einwandfrei geprüft werden.

Daß der am 23. Mai von der Polizeidirektion abgesandte Brief nicht durch die am 24. Mai erschienene Notiz „Wedekinds Lulu“ und noch weniger durch die am 25. Mai veröffentlichte neue Erklärung des „Schutzverbandes“ veranlaßt war, wollen wir ihr ohne weiteres zugeben.

Seltsam. Ich hatte geglaubt, die Polizei werde einen Juristen bemühen, um den Nachweis zu erbringen, daß ihr Verfah-

ren keine strafrechtlich verbotene Handlung sei, statt dessen „berichtigt“ sie meine Behauptungen und macht es mir erdenklich leicht, ihre Darstellung zu widerlegen. Von großer Geschicklichkeit war die Behörde in der ganzen Angelegenheit sicherlich nicht bedient.

Die Dinge mögen nun weiterlaufen, wie sie wollen. Der „Lulu“-Zensor wird uns keinen Anlaß mehr bieten, grollend gegen ihn die Zähne zu fletschen. Denn die Hand des Schicksals hat inzwischen freundlich gewaltet und ihn von seinem Polizeipräsidentensitz herabgewinkt. Herr v. d. Heydte wird Senatspräsident am Verwaltungsgerichtshof, und da der ja in Bayern in Zensurdingen nicht mitzureden hat, braucht niemand böses zu fürchten. Daß ich mit meiner Anzeigeerstattung dem Schicksal bei ihrem liebevollen Eingreifen die Hand ein wenig geführt hätte, — wer möchte so etwas denken?! I Gott bewahre! Es war nur eine heitere Laune des Himmels, die grade in dem Moment den Windstoß in die Weinstraße schickte, wo ein Anarchist sich mit dem Staatsanwalt gegen den Polizeipräsidenten verbündet hatte.

Der Nachfolger des Herrn Barons v. d. Heydte wird der Ministerialrat im Ministerium des Innern, K. Kämmerer Frhr. v. Grundherr zu Altenthan und Weyerhaus. Wie sich das Münchener Tag- und Nachtleben unter seiner Obhut gestalten wird, — niemand kann es voraus sehen. Ich spucke jedenfalls einmal vorbereitend in die Hände.

Bemerkungen.

An Hermann Bahr. Lieber und verehrter Hermann Bahr! Unter denen, die in diesem Jahre den fünfzigsten Geburtstag erreichen, sind Sie es, dem wir Jüngeren am freudigsten und dankbarsten die Hand drücken. Nicht wegen Ihrer dramatischen und dichterischen Produktion, auch nicht wegen Ihrer Artikel und Polemiken oder wegen Ihrer Bemühungen. Oesterreich zu europäisieren, sondern des Geistes wegen, aus dem das alles kommt. Den kennen und lieben wir als einen freien und reinen Geist, und wir wissen, daß er stark genug ist, um in stickige Bezirke frische Luft einzulassen. Mit diesem Geiste sind Sie jung geblieben, jung genug, um sich von den Jüngsten, denen Sie seit einem Menschenalter Führer sind, selber führen zu lassen. Dieser Geist hat Sie befähigt, sich vor aller Verknöcherung zu bewahren und allem lebendigen Neuen Ihr Herz offen zu halten. Immer sind Sie ein Kämpfer für Wahrheit und Freiheit, und wo Sie im Kampfe einmal gründlich vorbeihauen, da macht es nichts aus, weil Sie

Ihre Hiebe so gar nicht philiströs führen. Ich fasse meine Wünsche zu Ihrem Geburtstag in einen zusammen: Bleiben Sie, der Sie sind!

Ausgemärzt. Die folgenden beiden Erklärungen gehen mir mit dem Ersuchen um Abdruck zu:

Heft 27 des „März“ bringt den Vermerk: „Infolge Verlegung von Druck- und Erscheinungsort ist Wilhelm Herzog von der Redaktion des „März“ zurückgetreten, bleibt aber Mitarbeiter des Blattes“.

Das ist unrichtig und könnte zu Mißdeutungen Anlaß geben. Richtig ist, daß bei einer finanziellen Transaktion, die den „März“ auf eine andere Basis stellen sollte, die Wahl des neuen Schriftleiters von dem ausschlaggebenden Druckereibesitzer zur Bedingung gemacht wurde. Dieser Forderung entsprach der Verlag. Der Mitteilung, ich bliebe Mitarbeiter des Blattes, muß ich — aus leicht erklärlichen Gründen — widersprechen.

Wilhelm Herzog.

Wilhelm Herzog ist infolge geschäftlicher Verschiebungen von der Leitung des „März“ zurückgetreten. Es ist ihm dadurch ein Werk aus der Hand genommen worden, das er glücklich begonnen hat und das die Anerkennung der Besten fand. Wir halten uns in diesem Augenblick für verpflichtet, ihm für seine radikale Kulturarbeit herzlich zu danken. Er hat das Vorbild einer großen Tribüne des entschiedenen Fortschritts geschaffen, wie sie ohne ihn und uns heute kaum möglich sein wird. Und unser aller Wunsch ist es, ihm bald auf einem neuen Kampfplatz folgen zu können. Heinrich Mann. Ulrich Rauscher. René Schickele. Franz Werfel. Lothar Engelbert Schücking. Catherina Godwin. Wilhelm Schmidtbonn. Hermann Essig. Ferdinand Hardekopf. Hans v. Weber. Bruno Frank. Max Brod. Ludwig Hatvany. Rudolf G. Binding. Wilhelm Hausenstein. Alfons Goldschmidt. Dr. Julian Markuse. Prof. Ernst Stadler. Theodor Reik. Helene Stoecker. Camill Hoffmann. Erich Mühsam. Joachim Benn. Ernst Blaß. Walter Hasenclever. Kurt Hiller. Ludwig Rubiner. Alfred Henschke. Gustav Kauder. Kurt Pinthus. Werner Klette. J. L. Windholz. Alfred Richard Meyer. Philipp Löwenfeld. Friedrich Stieve. Johannes Nohl. Gottfried Kölwel. Will Vesper. Stefan Zweig. Carsten F. Jesper. Peter Altenberg. Carl Jentsch. Franz Dülberg.

Das alte Lied. Für ein anständig redigiertes Blatt, in dem die Einsicht höher geschätzt wird als die Vorsicht, gibt es in Deutschland kein Kapital. Ein Redakteur, der Geschmack und Bestreben nach erhöhter Kultur bewiesen hat, kann unmöglich den Anforderungen des „ausschlaggebenden Druckereibesitzers“ genügen. Auf dem Umschlag der kämpferische Name „März“ — innen aber Haußmannskost, — je nüchterner, umso besser.

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für **Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziers, Grossindustrielle, Behörden etc. etc.** das bestorganisierte
Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen.

Vom Gedichtbände

„Der Krater“

Von **Erich Mühsam**

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark,

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN“, Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse:

Name:

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten - Bureau
Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illustr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste and reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für edes Interessengebiet. • • Prospekte gratis

Erschienen:

Kain-Kalender

für das Jahr 1913

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber **Erich Mühsam.**

Bestellungen nimmt entgegen

K A I N - V E R L A G , M U E N C H E N .

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An